

Claudia Thallmayer u. Karin Eckert Hg., **Sexismen und Rassismen. Lateinamerikanerinnen zwischen Alter und Neuer Welt**. Wien: Promedia 2004, 208 S., EUR 15,90, ISBN 3-85371-218-5.

„Nichts ähnelt einem rechten Macho mehr als ein linker Macho“

Auseinandersetzungen mit Lateinamerika beginnen fast immer mit einer Reflexion der tief sitzenden Klischees über diesen Kontinent. Ein Fernsehbericht über den 38. Lateinamerikatag am 21. Oktober 2005 in Wien leitet mit dem kritischen Blick auf die Tatsache ein, dass Lateinamerika reflexartige Assoziationen mit Palmenstränden, Karneval, schönen Frauen und/oder Gewalt, Drogen und Korruption hervorruft. In Wirklichkeit aber sei das heutige Lateinamerika durch eine erblühende Wirtschaft gekennzeichnet: Der Kontinent sei im Windschatten seiner Stereotype zu einem Geheimtipp für weltweite Investitionen geworden.

Claudia Thallmayer und Karin Eckert stellen ihrem Sammelband ebenfalls Bilder und Mythen über Lateinamerika voran und auch hier kommt die Rede sehr schnell auf die aktuelle Wirtschaftslage des Landes. In den Brennpunkt rückt dabei allerdings die Perspektive jener, für die die aktuellen ökonomischen Umbrüche weniger Investition, Wachstum und Gewinn bedeuten, sondern Armut, Migration und nie dagewesene Ausbeutungsverhältnisse. Diese *jene* sind überwiegenden Frauen.

„Sexismen und Rassismen“ ist dennoch kein Buch, in dem die Klage, das Anprangern und die Ausweglosigkeit im Zentrum stehen. Es handelt von den vielfältigen Lebensrealitäten lateinamerikanischer Frauen, von Visionen und Lebensentwürfen und vor allem von den sehr unterschiedlichen Überlebensstrategien und Widerstandsformen, mit denen sie um eine Verbesserung ihrer Situation kämpfen.

Dementsprechend wird eine heterogene Palette an Beiträgen lateinamerikanischer und europäischer Autorinnen (viele in deutscher Erstübersetzung) präsentiert, deren Gemeinsamkeit in der analytischen Prämisse gesehen werden kann, die ökonomischen Realitäten besonders zu beachten und sie mit soziopolitischen und ideologischen Verhältnissen zu verbinden, die – auf lokaler und globaler Ebene – durch die Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Rasse‘ geprägt sind. Erst diese breite Perspektive macht deutlich, wie Lateinamerikanerinnen von neoliberaler Wirtschaftspolitik – Öffnung der Märkte, fortschreitende Privatisierung, Anreize für ausländische Investitionen und Rücknahme sozialer Grundsicherungen seit den 1980er Jahren – betroffen sind und welche Optionen Frauen ergreifen oder sich erkämpfen. Immer öfter entschließen sie sich dazu, ihren Herkunftsort zu verlassen und in einem der beiden Sektoren ihr Glück zu versuchen, die weiblichen Arbeitskräften offenstehen: in der Exportproduktion oder im Dienstleistungsbereich. Gemeinsam ist diesen Branchen, dass sie schlecht bezahlt, arbeitsrechtlich kaum abgesichert und gesellschaftlich entwertet sind. Frauen sind dort begehrt, denn „sie gelten als billige, fügsame, flexible Arbeitskräfte, die wenig stabile Verbindungen zum

Zielland aufbauen“, wie Marcela Ballara in ihrem Beitrag schreibt. Diese Haltung ist eine weltweit zu beobachtende Tendenz, die als „komparativer Vorteil der Benachteiligung von Frauen“ bezeichnet wird (33).

Irene Zeilinger beschreibt die Situation von Fabrikarbeiterinnen in Ciudad Juárez an der mexikanisch-amerikanischen Grenze. Die Frauen schufteten in sogenannten *Maquiladoras* (Fertigungsstätten für den Export) unter sklavenähnlichen Bedingungen. Hunderte der Arbeiterinnen wurden in den letzten Jahren ermordet. Alle waren sie jung, dunkelhäutig und zugewandert und alle trugen Spuren von Folter und Vergewaltigungen. Der Artikel zeigt, wie in Investitionsparadiesen die Auswüchse neoliberaler Wirtschaftspolitik auf lokale rassistische und sexistische Strukturen zurückgreifen und diese verstärken. ArbeitgeberInnen stilisieren den *Machismo* zu einem Hinderungsgrund für Beförderungen von Frauen (Gefahr der männlichen Rebellion), Behörden und Exekutive nehmen die Morde achselzuckend hin und (Ehe-)Männer nutzen das geschlechtsspezifische Terrorsystem dazu, Frauen mit dem Verweis einzuschüchtern, sich ihrer auf ebensolche Weise – also straflos – zu entledigen.

Sonja Rappold schreibt über Billigstarbeitskräfte, die sich in den Zucker- und Zitrusplantagen der Dominikanischen Republik verdingen. Sie sind Nachkommen haitianischer EinwanderInnen, denen bis heute systematisch StaatsbürgerInnenschaft und Arbeitsrechte verweigert werden. Sie skizziert die historischen Wurzeln des Anti-Haitianismus; die MigrantInnen haben diese akzentuierte Entwertung längst internalisiert und verleugnen ihre afrikanischen Wurzeln. Dann rückt Rappold die Frauenrechtsorganisation *MUDHA* in den Vordergrund, die sich seit 1984 für die Rechte der Nachfahren von Arbeitsmigrantinnen einsetzt. „Wenn ich einen Weißen heirate“, erzählt die Leiterin Sonia Pierre, „wird das Kind zwar nicht weiß, aber ich verbessere die Linie. Du kannst dich mit egal welcher Farbe verheiraten, nur ja nicht mit einem Schwarzen. In unseren Personalausweisen wird noch immer die Hautfarbe vermerkt. Aber wenn du ‚Schwarz‘ hineinschreiben lassen willst, musst du dafür kämpfen. Sie sagen dir dann: ‚Geh nach Haiti, dort sind sie alle schwarz, hier gibt es keine Schwarzen.‘“ (107)

Auf kolumbianische Blumenarbeiterinnen konzentrieren sich Lisa Sterzinger und Margot Fassler. Sie berichten vom langen Kampf für die Verbesserung der erschöpfenden und gesundheitsschädigenden Arbeitsbedingungen in den Blumenfeldern und von den Teilsiegen, die durch Bündnisse mit europäischen NGOs – etwa der österreichischen *Frauensolidarität* – errungen werden konnten. Die Kooperation zwischen *Frauensolidarität* und kolumbianischen Aktivistinnen nimmt auch im Resümee von Ulrike Lunacek breiten Raum ein, das unter dem Titel „Demokratie im Land und am Herd! 20 Jahre Frauensolidarität“ abgedruckt ist.

Der industrielle Produktionssektor und die Exportwirtschaft stagnieren heute jedoch weitgehend oder sind sogar rückläufig. Die Zukunft scheint – wie auch weltweit – dem Dienstleistungssektor zu gehören, der sich immer mehr zum eigentlich produktiven Wirtschaftszweig herauskristallisiert.

164 Hausarbeit und Sexarbeit sind die Bereiche, in denen die Nachfrage nach Frauen beson-

ders hoch ist. Nicht anders als im Produktionssektor wird dabei deutlich, was „Genderisierung der Arbeitsverhältnisse“ konkret bedeutet, nämlich Frauen verstärkt jene Tätigkeitsfelder zuzuweisen, in denen Menschen- und Arbeitsrechte systematisch verletzt werden.

Eine komplexe Analyse zum Thema Hausarbeit liefert Elizabeth Peredo Beltrán mit ihren Reflexionen zum Arbeitskampf der *Muchachas*, der bolivianischen Hausangestellten. Interessant ist einerseits die breite Definition von Hausarbeit als dreifache Reproduktion (biologisch, sozial und der Arbeitskraft) und die Untersuchung ihrer Rolle bei der Herstellung und Aufrechterhaltung von ethnisierten, klassistischen und geschlechtlich ausgeprägten Identitäten und Hierarchien. Andererseits gehört Peredo Beltrán zu jenen Stimmen, die in der bezahlten Hausarbeit eine ungelöste Kernproblematik für gegenwärtige Frauenbewegungen sehen. Dass die Verschiebung der entwerteten und unsichtbaren Arbeit auf andere Frauen und die Angst vor dem neuerlichen Verlust von Privilegien Feministinnen daran hindern, die Rechte der Hausangestellten in ihren Forderungskatalog aufzunehmen, ist eine Tatsache, die nicht auf Bolivien beschränkt ist.

Der zweite Dienstleistungszweig, in dem der Bedarf an Frauen kontinuierlich ansteigt, ist die Sexindustrie. Das gilt für die Nachbarländer ebenso wie für Europa und Asien, die traditionell keine bevorzugten Migrationsziele von Lateinamerikanerinnen sind.

Ein eigener Schwerpunkt widmet sich den Erfahrungen von Lateinamerikanerinnen in Österreich. Luzenir Caixeta, Mitbegründerin des Linzer Migrantinnenvereins *maiz*, berichtet von den Aktivitäten ihrer Institution gegen Degradierung und Faszination, Exotisierung und Stigmatisierung. Diesen Diskriminierungen sind immigrierte Sexarbeiterinnen in der österreichischen Dominanzkultur ausgesetzt, sie materialisieren sich unter anderem in restriktiven Einwanderungsgesetzen und der fehlenden arbeitsrechtlichen Absicherung. *Maiz* und der Wiener Migrantinnenverein *LEFÖ* sind bis heute die einzigen Organisationen, die sich mit Migrantinnen in der Sexarbeit beschäftigt. In Österreich sind aktuell bis zu 80 Prozent aller Sexarbeiterinnen Migrantinnen, davon stammen etwa 20 Prozent aus Lateinamerika.

Von *LEFÖ* kommt Maria Cristina Boidi, Mitbegründerin und Koordinatorin, zu Wort. In einem von Karin Eckert geführten Interview erzählt sie die Gründungsgeschichte des Vereins, der 1985 als Selbsthilfzentrum von politischen Flüchtlingsfrauen aus Lateinamerika aufgebaut wurde. Seit Mitte der 1990er Jahre arbeitet *LEFÖ* auch mit nicht lateinamerikanischen Migrantinnen in der Sexarbeit und Betroffenen von Frauenhandel – zwei Themen, die von den Medien oft fälschlich synonym verwendet werden. Die politische Haltung von *LEFÖ* ist diesbezüglich klar: Während Frauenhandel ein international anerkanntes Delikt ist, kann Sexarbeit für Frauen auch eine Option bedeuten, für die sie sich aus freien Stücken entscheiden. Zweifellos gibt es Überschneidungen, doch die unkritische Vermischung erschwert den Kampf für die Rechte beider Gruppen, der ihren Wünschen und Bedürfnissen entsprechend, unterschiedlich ausgerichtet ist.

Zum Themenschwerpunkt Lateinamerika-Österreich gehören drei weitere Texte: Claudia Thallmayer schildert unter „Exotismus und Rassismus“ über Erfahrungen lateinamerikanischer Migrantinnen in Österreich; Karin Eckert befasst sich mit dem Einfluss inter-

kultureller Liebesbeziehungen auf die Wahrnehmung der ‚Anderen‘ und Helga Neumayer geht es um Beziehungen von österreichischen TouristInnen mit Menschen in der Dominikanischen Republik.

Der Alltagsrassismus, von dem die Migrantinnen in Österreich berichten, dupliziert dabei das Bild der innerlateinamerikanischen Migration, die Peredo Beltrán als „pigmentokratisch“ bezeichnet: Abgrenzung und Vorurteile beziehen sich in diesem System jeweils auf die hierarchisch tieferstehende Gruppe und produzieren StaatsbürgerInnenschaften erster und zweiter Klasse entlang von ‚Rasse‘, Schichtzugehörigkeit, Geschlecht, materiellen Ressourcen und physischen Merkmalen (83). So bemerkt eine Dominikanerin, die in Österreich lebt: „Wir sind die Haitianerinnen von hier.“ (137) Hier wie dort gilt: je dunkler die Hautfarbe, desto wahrscheinlicher die Erfahrung von Rassismus und Gewalt.

Welche Möglichkeiten des Widerstands gibt es in den oft engmaschigen Netzen systematischer Ausbeutung, institutionalisierter Ausgrenzung und struktureller Gewalt? Die Wege, die lateinamerikanische Frauen eingeschlagen haben, reichen vom bewaffneten Widerstand in den Reihen der zapatistischen Rebellen in Mexiko (dazu gibt es einen Beitrag von Jules Falquet), bis hin zu ‚individuellere‘ Optionen, die mitunter erst auf den zweiten Blick als widerständige Strategien erkennbar sind:

Ein Beispiel dafür bringt Adelheid Pichler in ihrem Text „Sopa de Gallo – Kubanische Hühnersuppe“. Die Autorin erläutert mit dem sogenannten *jinetarismo* eine Praktik, mit der Kubanerinnen europäische Touristen an sich binden, um Zugang zu Dollars und den staatlichen Devisenläden zu bekommen. *Jinetarismo* (von *jinetara* – Reiterin) funktioniert nicht nach den Regeln der Sexindustrie, sondern instrumentalisiert die Sehnsüchte der Touristen nach Authentizität, Exotik und Revolutionsromantik: „In erster Linie“, so Pichler, „verkaufen sie nicht sexuelle Dienstleistungen gegen Geld, sondern machen den Fremden in sich verliebt, um ihn in einen Zustand der moralischen Pflicht zu nehmen und möglichst viel Geld aus ihm herauszuholen“. (67)

Was für lokale Überlebensstrategien gesagt werden kann, gilt in besonderem Maße für die Migration, wo Frauen unter verschärften Bedingungen Handlungsoptionen entwickeln. „Auswandern bedeutet, alles zu wagen.“ (168) Wer auswandert ist vom Glauben geleitet, nicht von der Hoffnungslosigkeit. Schon deshalb greift die Kategorie des „erniedrigten, abhängigen, exotischen und passiven Opfers“ für Migrantinnen nicht.

Wenn es um Widerstand geht, so zieht sich ein Begriff durch das Buch: „Netzwerk“. Selbstorganisation und Allianzenbildung entpuppen sich als effektive Mittel zur Bekämpfung von Systemen, die Frauen auf die untersten Ränge verweisen – sei es über nationale Grenzen hinweg oder über soziale, wie in der „ungehörigen Allianz“ von Lesben, Huren und Indias, mit der sich die bolivianischen *Mujeres Creando* (wörtlich etwa: Frauen, die etwas erschaffen) Gehör verschaffen. Von dieser anarchistisch-aktivistischen Gruppe stammt auch die Parole „Nichts ähnelt einem rechtem Macho mehr als ein linker Macho“ – auf eine Hauswand in La Paz gesprayt.

„Sexismen und Rassismen“ ist vor allem anderen ein Buch über Globalisierung, Migration und Geschlechterbeziehungen. Es trifft mitten in eine breite und tiefe For-

schungslücke: Noch immer sind systematische Untersuchungen über den Zusammenhang von Globalisierungsprozessen und Geschlecht rar. Auch die Ursachen der Frauenmigration sind nur schemenhaft beleuchtet und werden meist auf wenige von vornherein bekannte Parameter reduziert (Armut, Zerfallen der traditionellen Familie, Nachzug zu bereits emigrierten Familienmitgliedern). Besonders in den Migrationsanalysen zu Lateinamerika fehlt die Genderperspektive meistens völlig. Darüber hinaus werden die innerlateinamerikanischen rassistischen Mechanismen erst seit kurzem tiefergehend reflektiert. Was den Sammelband besonders lesenswert macht, ist die Tatsache, dass diese Mechanismen differenziert mit patriarchalen Strukturen quergelesen und aus der Perspektive von Frauen analysiert werden.

Einziges Wehrmutstropfen für LeserInnen ist das Fehlen einer ausführlichen Einleitung, die einen strukturierenden Leitfaden durch den sehr heterogenen Sammelband abgeben und die Beiträge theoretisch unterfüttern hätte können. Das kann aber die Gewissheit nicht trüben, dass „*Sexismen und Rassismen*“ eine reichhaltige Materialsammlung ist, an der weitere Forschungen über den Zusammenhang von Ökonomie, Geschlecht, Klasse und Ethnizität anknüpfen können.

Barbara Grubner, Wien

Marguérite Bos, Bettina Vinzenz u. Tanja Wirz Hg., **Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte. Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung.** Zürich: Chronos Verlag 2005, 396 S., EUR 32,00, ISBN 3-0340-0591-1.

Lese-Erfahrungen

Grundlage dieses lesenswerten und gerade in seiner Kompaktheit und Vielfalt interessanten Sammelbandes war die 11. Schweizerische HistorikerInnentagung, die 2002 von Studentinnen organisiert in Zürich stattfand. Das aktuelle Leitthema sollte eine Auseinandersetzung mit dem *linguistic turn* und der gegenwärtigen Bedeutung des Begriffs *Erfahrung* für geschlechtergeschichtliche Studien gewährleisten. Schon der Titel des Bandes: „Erfahrung: Alles nur Diskurs?“ historisiert ironisch rein diskurstheoretische Ansätze. Von den Teilnehmenden wurden keine abschließenden Begriffsdefinitionen von *Erfahrung* erwartet; den Veranstalterinnen ging es vielmehr darum, einen wissenschaftlichen Austausch darüber anzuregen, auf welcher unterschiedlichen Weise dieser Begriff verwendet werden kann und was diese Debatte für die historisch-feministische Forschung bringt. Dieses Ziel konnte in diesem Sammelband großteils eingelöst werden. Bei der Konferenz stellten rund 300 TeilnehmerInnen und 48 Forschende ihre Forschungen und Ergebnisse